

Der Stern des Anstoßes

Eine Gruppe aus Sprachwissenschaftlern wendet sich gegen das Gendern bei ARD und ZDF – doch was steckt hinter dem Aufruf?

Von Johanna Dupré

MAINZ/SCHLANGENBAD. Fabian Payr kann eigentlich ganz zufrieden sein – haben doch inzwischen nicht nur etliche Medien, sondern sogar CDU-Fraktionschef Friedrich Merz auf sein Anliegen reagiert. Der Musiker, Autor („Von Menschen und Mensch*innen“, Springer-Verlag) und Unternehmer aus dem hessischen Schlangenbad hat mit dem von ihm initiierten Aufruf „Linguistik vs. Gendern“ ein Thema auf die Debatten-Agenda gesetzt: Es geht um geschlechtergerechte beziehungsweise gendersensible Sprache und deren Verwendung im öffentlich-rechtlichen Rundfunk (ÖRR). Geht es nach Payr – oder auch nach Merz, der das Ganze auf dem CDU-Parteitag zum Thema gemacht hat – sollte sie in öffentlich-rechtlichen Medien, also beispielsweise bei ARD und ZDF, keinen Platz haben. Wieso? „Das wichtigste Argument ist, dass das Gendern beim Publikum auf große Ablehnung stößt“, sagt Payr. „Wann immer man dazu Umfragen macht, kommt man auf eine Ablehnungsquote von bis zu 80 Prozent.“

„Genderstern entspricht nicht den Rechtschreibregeln“

Doch nicht nur deshalb fordert er, gemeinsam mit mittlerweile mehr als 300 Unterstützern aus Sprach- und Literaturwissenschaft, eine „kritische Neubewertung des Sprachgebrauchs im ÖRR“. Er sieht diesen im Vergleich zu privaten Medien besonders in der Pflicht: „Anders als private Medien ist der ÖRR an den Medienstaatsvertrag gebunden“, sagt Payr, „und dort ist festgehalten, dass die Sender einen öffentlichen Bildungsauftrag haben und eine möglichst neutrale Herangehensweise an den Tag legen sollen.“

Weil derzeit vor allem bestimmte gesellschaftspolitische Milieus geschlechtergerechte Sprache unterstützen, sieht Payr deren Verwendung nun zum einen als „eine politische Positionierung, die nicht im Einklang mit dem Neutralitätsgebot ist.“ Zum anderen kritisiert er, dass Sonderzeichen wie der Genderstern nicht den Rechtschreibregeln entsprechen: „Ich sehe die Sender vor dem Hintergrund ihres Bildungsauftrags in der Pflicht, sich an die geltenden Rechtschreibregeln zu halten. Das tun sie nicht, wenn sie den Genderstern verwenden, der Rat für deutsche Rechtschreibung hat ihn nicht als gültiges Zeichen empfohlen.“

Allerdings findet man den Genderstern, wie eine Internet-Recherche in den schriftlichen



„Linguistik vs. Gendern“ heißt ein Aufruf, der sich gegen die Verwendung von geschlechtergerechter Sprache in den öffentlich-rechtlichen Medien richtet. Dabei schreibt er sich Wissenschaftlichkeit auf die Fahne – zu Recht?
Foto: blende11.photo – stock.adobe

Online-Angeboten der Sender ergibt, zumindest in Texten bei Flaggsschiffen wie der „Tageschau“ oder der „ZDF heute“. App gar nicht – nur in der gesprochenen Rede einiger Moderatorinnen und Moderatoren ist er teils als kurze Sprechpause zu hören. Als schriftliches Zeichen taucht er vor allem bei

„**Das wichtigste Argument ist, dass das Gendern beim Publikum auf große Ablehnung stößt. Wann immer man dazu Umfragen macht, kommt man auf eine Ablehnungsquote von bis zu 80 Prozent.**“

Fabian Payr, Musiker, Autor und Initiator des Aufrufs „Linguisten vs. Gendern“

Texten zu Sendungen der jungen Programmsparten wie ZDF neo oder Funk auf, teils auch mal in Posts der Sender in den sozialen Medien. Von einer einheitlichen Linie oder einem Zwang zum Gendern sind wir also weit entfernt. Viel eher gibt es teils eine Freiheit dazu, zu gendern – aber Payr findet aufgrund „der Vorbildfunktion und des Bildungsauftrags des ÖRR“ auch diese uneinheitliche Praxis problematisch und zieht den Vergleich

zum Dialekt, den ja auch nicht jeder, einfach so wie er möchte, im Rundfunk sprechen dürfe.

Sowieso geht es Payr und den Unterstützern des Aufrufs aber um etwas viel Umfassenderes – sie wollen das gesamte Konzept gendersensibler Sprache infrage stellen, und zwar „als Sprachwissenschaftler und Philologen“. Als Verteidiger des generischen Maskulinums, der Verwendung grammatisch männlicher Begriffe in geschlechtsneutraler Absicht, kritisieren sie, dass die Genderlinguistik die Kategorien von Genus (grammatisches Geschlecht) und Sexus (biologisches Geschlecht der bezeichneten Person) vermengt und eine „starke Korrelation“ zwischen beiden behauptet. Dabei hätten diese Kategorien erst mal nichts miteinander zu tun. „Das sieht man sehr schön an Wörtern wie ‚die Person‘, ‚der Mensch‘ oder ‚das Opfer‘“, sagt Payr – im Genus feminin, maskulin und neutral könnten „alle drei Wörter sich auf Menschen beliebigen Geschlechts beziehen“. Das gleiche gelte dann, weil Genus und Sexus entkoppelt werden können, bei der Verwendung von Worten wie „der Einwohner“ oder „die Bürger“ für Menschen beliebigen Geschlechts. Psycholinguistische Studien, die darauf hinweisen, dass das generische Maskulinum tendenziell doch eher als männliche Personenbezeichnung verstan-

den wird, kritisiert Payr als zu undifferenziert, sie hätten teils nur eine kleine Probandenzahl und Begriffe würden zu stark aus ihrem Kontext gerissen.

Der Aufruf, der sich Wissenschaftlichkeit auf die Fahnen schreibt, erweckt so den Eindruck, als gebe es in der aktuellen Sprachwissenschaft eine breite Front gegen gendersensible Sprache. Allerdings: „Das ist mitnichten das, was die germanistische Linguistik repräsentiert“, sagt Damaris Nübling, Professorin für deutsche Sprachgeschichte und Linguistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, die sich auch bereits in einem Interview mit der „FAS“ kritisch zu der Aktion geäußert hat. „Die aktive Linguistik befindet sich ganz woanders und hat da auch nicht unterschrieben, nur in homöopathischen Mengen“, sagt Nübling. Tatsächlich fällt bei einem Blick auf die Liste der Unterzeichner auf, dass viele Professoren im Ruhestand darunter sind, oder teils auch Sprach- und Literaturwissenschaftler, deren Hauptgebiet gar nicht die deutsche Sprache ist, sondern etwa die englische oder französische. Davon unabhängig hinke der Aufruf bei seiner Einlassung zu Genus und Sexus dem Diskurs schon deswegen hinterher, weil er unterkomplex nur von diesen beiden Kategorien spricht, erklärt Nübling – während es in der aktuellen Lin-

guistik seit Jahren Standard ist, drei Kategorien zu unterscheiden: Genus (grammatisches Geschlecht), Sexus (biologisches Geschlecht) und Gender (das soziale Geschlecht, die gesellschaftlichen Erwartungen, die an die Geschlechter gerichtet werden). Wie zentral gerade die letzte Kategorie für das Konzept

„**Die aktive Linguistik befindet sich ganz woanders und hat da auch nicht unterschrieben, nur in homöopathischen Mengen.**“

Damaris Nübling, Professorin für deutsche Sprachgeschichte in Mainz

gendersensibler Sprache ist, erklärt sich fast von selbst – daher ist es bemerkenswert, dass der Aufruf sie in seiner Auseinandersetzung damit komplett weglässt.

Betrachtet man alle drei Kategorien, zeige sich nämlich, dass es in der Sprache zwar keine durchgängige Korrelation, aber doch „interessante Bahnungen zwischen Genus und dem, was ich der Einfachheit halber übergreifend Geschlecht nenne“ gibt, erklärt Nübling. So sei es etwa bemerkenswert, dass Bezeich-

nungen für homosexuelle Männer im Deutschen nicht mit einem maskulinen, sondern einem femininen Genus versehen werden: „die Schwuchtel“, oder „die Tunte“. Als diese Begriffe geprägt wurden, sollte damit wohl ausgedrückt werden, dass Homosexuelle in den Augen der damaligen Geschlechterordnung „keine richtigen Männer“ seien. Gleichzeitig werde Frauen, die „sozial noch unfertig“ sind oder deren Verhalten negativ konnotiert wird, oft als Genus das primär Objekt bezeichnende Neutrum zugewiesen, erklärt Nübling: „das Mädchen“, „das Weib“, „das Girl“, „das Pin-up“. Und selbst bei Tieren könne, wie eine neue Studie zeigt, die dafür große Textmengen untersucht hat, „der Elefant“ in der deutschen Sprache selten trächtig sein oder Junge säugen, ohne dass aus ihm eine Elefantenkuh wird – anders als „die Giraffe“.

Professorin: Ablehnung beruht oft auf Unsinnformen

All das zeige, dass es zwischen dem grammatischen Genus und Geschlechtsvorstellungen durchaus interessante Beziehungen gebe, die man nicht so einfach von der Hand weisen kann. Und die etlichen psycholinguistischen Studien zufolge auch dann greifen, wenn von Rezipienten unter „Lehrer*innen“ tendenziell doch eher ein Mann verstanden wird als eine Frau. Wo bei generell „generische Maskulina im Singular viel schlechter funktionieren als im Plural, der Kunde ist männlicher aufgeladen, als es die Kunden sind“, erklärt Nübling – auch deshalb nutzten Verfechter des generischen Maskulinums meist Pluralbeispiele.

Die im Aufruf genannten Beispiele „die Person“ und „der Mensch“ wiederum seien sogenannte Epikoina, Personenbezeichnungen, die von vornherein geschlechtsübergreifend funktionieren. „Natürlich kann eine Frau ein netter Mensch sein und ein Mann eine nette Person – das wurde nie in Abrede gestellt“, sagt Nübling. Man erkenne solche „Epikoina“ daran, dass sie – anders als beispielsweise beim Begriffspaar „der Kunde/ die Kundin“ – „gar keine weibliche Form haben – es gibt keine Mensch*in“. Genau solche Unsinnformen, aber auch „möglichst verschraubte Begriffe mit zehn Schrägstrichen, die niemand will und niemand verwendet“ würden von Kritikern gendersensibler Sprache konstruiert, um diese ins Lächerliche zu ziehen. „Und das ist dann das, was die Leute, wenn sie über Gendersprache abstimmen, im Kopf haben“.